Prägungen

Kunst. Michael W. Schneider ist mit der Ausstellung „Graustufen“ in seine alte Heimat Landeck zurückgekehrt. Im Interview gewährt der Künstler Einblick in sein Denken und Schaffen. Selbstironisch legt Schneider offen, was ihn zu dem gemacht hat, der er heute ist.

„Damals hat die Überlegung vorgeherrscht, Kunst kann man nicht lernen."

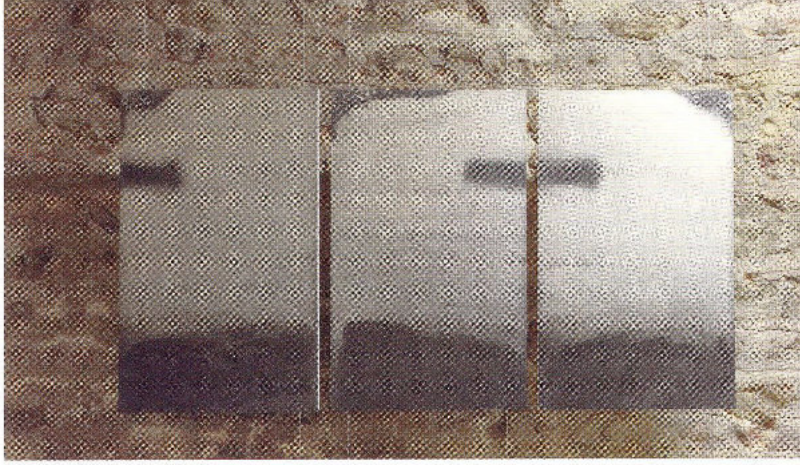
ECHO: Wie sind Sie als Künstler zu dem geworden, der Sie heute sind?
Michael W. Schneider: Nach meinem Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien war ich hoffnungsfroher Jungkünstler mit einer Ausbildung in Druckgrafik. In dieser Zeit habe ich mich auf Holzschnitte spezialisiert und mit meiner Diplomarbeit den Akademiefreunde-Preis gewonnen, die höchste Auszeichnung für Absolventen. Ich war davon überzeugt, ich bin der Größte und der Beste, und bin dementsprechend arrogant durch die Gegend marschiert.

ECHO: Ist überschießendes Selbstvertrauen für einen Jungkünstler nicht geradezu eine Notwendigkeit, um überhaupt den Durchbruch schaffen zu können?
Schneider: Ich war, glaube ich, keine Ausnahme. Ich teile das mit vielen jungen Künstlern. Das ist wirklich notwendig, weil man sich sonst zu einem Zeitpunkt von Kritik durcheinanderbringen lässt, an dem sich vieles im künstlerischen Ausdruck erst entwickeln muss. Wenn dieses übertriebene Selbstvertrauen jegliche Kritikfähigkeit überlagert, ist das auch nicht das Wahre. Dann kann man sich nie verbessern. Das richtige Maß an Selbstvertrauen und eine gesunde Kritikfähigkeit sind schon einmal gute Vorausetzungen.

ECHO: Sie sind mit Ihren Arbeiten bis nach Japan gekommen. Warum Japan?
Schneider: Wie gesagt, ich war damals überzeugt, großartig zu sein. Dann habe ich die Grafik-Biennale in Ljubljana gesehen. Dort waren Arbeiten japanischer Druckgrafiker zu sehen. Das hat mich schockiert. Nicht nur, dass die Arbeiten ausgesprochen interessant und gut waren, ich wusste nicht einmal, wie sie gemacht wurden. Und da habe ich gewusst, ich kann diesen Zustand nur ändern, indem ich nach Japan gehe und dort studiere.

ECHO: Was hat Sie am Holzschnitt fasziniert?
Schneider: Ich habe Grafik studiert, für mich war das Drucken immer wichtig. Mein Zugang zur Kunst war über publizierte, gedruckte Kunst – Magazine, Kataloge, Kunstgeschichtebücher. Ich habe als junger Künstler alle möglichen Techniken ausprobiert und mein Kollege, der mit mir das Atelier geteilt hat, sagte mir, dass meine Arbeiten wie Holzschnitte aussehen würden, obwohl es sich um Radierungen gehandelt hat. Warum machst du nicht gleich Holzschnitte, hat er mich gefragt. Ja, warum eigentlich nicht. Zu der Zeit gab es an der Akademie niemanden, der Holzschnitt unterrichtet hat. Nach dem Motto „Kartoffeldruck kann jeder" hat man den Hochdruck an der Akademie für zu primitiv gehalten. Ich habe es dennoch probiert, mir Holz und ein Messer gekauft.

ECHO: Dürer hat doch auch Holzschnitt gemacht. Deshalb erscheint der Zugang der Akademie zum Holzschnitt etwas borniert.
Schneider: Damals hat die Überlegung vorgeherrscht, Kunst kann man nicht lernen. Wenn jemand ein Genie ist, kann er es eh. Ist jemand kein Ge-



nie, wird das sowieso nichts mehr. Und das Prinzip des Hochdrucks ist ja tatsächlich primitiv. Niemand hat den Holzdruck ernst genommen, obwohl alle gesagt haben: Ui, der Dürer! Sei's drum, ich wollte Holzschnitt lernen und habe deshalb den Maler und Grafiker Johannes Wanke in Kärnten aufgesucht. Danach war ich bei Erich Steininger in Niederösterreich. Die wussten, wie es geht und haben mir den Holzschnitt beigebracht.

ECHO: Wie würden Sie Ihre ersten Gehversuche im Holzschnitt beschreiben?
Schneider: Meine ersten Holzschnitte waren sehr expressiv und voller Energie. Das hat auch zu meiner Stimmung gepasst. Ich war zufrieden. Der Grund, warum diese Holzschnitte so dynamisch waren, ist der, dass ich so „patschert" war und so viele Fehler gemacht habe. Das hat dem so eine rohe, expressive Qualität gegeben. Mit der Zeit wurde ich immer besser und meine Werke wurden elaborierter und eleganter, haben aber an Kraft und Gewalt eingebüßt. Das archaische Moment war weg. Zu diesem Zeitpunkt habe ich die japanischen Werke gesehen.

ECHO: Was ist Ihnen in diesem Moment bewusst geworden?
Schneider: Dass ich die Technik von Grund auf erlernen muss. Erst dann kann ich kontrollieren, was ich tue, und bewusst entscheiden, wie meine Arbeit aussehen soll. Ich bekam für eineinhalb Jahre ein Stipendium von der japanischen Regierung. Ich blieb dann von 1993 bis 1997 vier Jahre in Japan.

ECHO: Sie sind 2015 nach einigen Zwischenstationen nach Japan zurückgekehrt und wurden an die Tokyo University of Arts berufen.
Schneider: Richtig. An der Universität wurde ein neuer Professor für Druckgrafik gesucht und man war daran interessiert, einmal einen Nicht-Japaner zu berufen. Also wurde mir der Posten angeboten und ich bin mit meiner Frau, die Buchkünstlerin ist und Japan ebenfalls schätzt, von Wien aus dorthin übersiedelt. Nach zwei Jahren in Japan kann ich sagen, das war eindeutig die richtige Entscheidung. Viele Dinge, die ich in meinen 20ern in Japan gesehen und erlebt habe, verstehe ich erst jetzt. Der Perspektivwechsel hilft einem auch in der künstlerischen Entwicklung dabei, nicht zu sagen: Jetzt habe ich ausgelernt. Ganz im Gegenteil.

ECHO: Warum spielt Farbe in ihrem Œuvre eine untergeordnete Rolle?
Schneider: Weil ich mich mit Graustufen und Schwarz-Weiß wohler fühle. Ich wusste nie wirklich warum. Die Erfahrung meiner Kindheit hier in Landeck hat darauf wahrscheinlich einen Einfluss. Die Felsenstrukturen, die Landschaft ... Irgendwie entsprechen die Graustufen eher meinem Naturell als das Bunte.

Interview: Marian Kröll